

UTOPIEN

EINE KURZE GESCHICHTE RADIKALER

FÜR DEN

ALTERNATIVEN ZUM PATRIARCHAT

ALLTAG

KRISTEN R. GHODSEE

S U H R K A M P

SV

KRISTEN R. GHODSEE

UTOPIEN FÜR DEN ALLTAG

Eine kurze Geschichte radikaler
Alternativen zum Patriarchat

Aus dem Englischen von
Laura Su Bischoff und Ulrike Bischoff

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
*Everyday Utopia: What 2,000 Years of Wild Experiments Can Teach Us About
the Good Life* bei Simon & Schuster (New York).

Für Tom und Betty



Erste Auflage 2023

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG,
Berlin, 2023

© 2023 by Kristen R. Ghodsee

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43136-8

www.suhrkamp.de

INHALT

Vorbemerkung der Autorin	7
1 DENKEN, WAS NIE EIN MENSCH ZUVOR GEDACHT HAT	
Ins Blaue, zur Freiheit	15
2 ZUHAUSE IST, WO DIE MAUERN SIND	
Außerhalb der Kleinfamilienschublade denken	53
3 KINDER ALS ÖFFENTLICHES GUT	
Warum die Privatisierung der Kindheit schlecht für Familien ist	107
4 DIE GUTE SCHULE	
Die nächste Generation gesellschaftlicher Träumer erziehen	151
5 IMAGINE NO POSSESSIONS, I WONDER WHY WE CAN'T	
Wie das Teilen unserer Dinge unsere Herzen öffnen kann	193
6 »SOLL ICH DICH EINEM GEWALTÄTIGEN AFFEN VERGLEICHEN?«	
Warum unsere Familien Kernfamilien sind	239
7 YOU AND ME AND A BABY: DAS SORGT FÜR KUMMER	
Unsere Netzwerke der Liebe und Fürsorge ausweiten . .	279
8 DIE STAR-TREK-STRATEGIE	
Wie radikale Hoffnung dystopische Verzweiflung besiegt	323

Anmerkungen	369
Danksagung	410
Weiterführende Literatur	418
Bildnachweise	430

Vorbemerkung der Autorin

Ein antiker griechischer Philosoph namens Pythagoras gründete im 6. Jahrhundert vor Christus oder vor unserer Zeitrechnung, also vor etwa 2500 Jahren, in Kroton (inzwischen Crotone) in der heutigen süditalienischen Region Kalabrien eine Kolonie für seine Anhänger:innen. Die meisten von uns kennen Pythagoras wegen des nach ihm benannten Satzes – dass in einem gleichwinkligen Dreieck das Quadrat der längsten Seite gleich der Summe der Quadrate der beiden anderen Seiten ist –, aber er war auch der Urgroßvater des utopischen Denkens. Das Alltagsleben der Einwohner:innen von Kroton ist zwar unter dem Schleier der seither vergangenen Zeit verborgen, aber manches deutet darauf hin, dass sie dort eine einzigartige gemeinschaftliche Lebensweise pflegten und sich dem Studium der Mathematik und den Geheimnissen des Universums widmeten.

In seiner Biografie des Pythagoras aus dem 3. Jahrhundert schreibt der Philosoph Jamblichos von Chalkis über die Pythagoreer: »Gemeinsam gehörte allen alles ohne Unterschied, privat besaß keiner etwas.«¹ Indem sie all ihren Besitz teilten, vermieden sie seiner Ansicht nach Zwist und Unfrieden in ihrer Gemeinschaft und bemühten sich um ein harmonischeres, kooperativeres Leben als das ihrer Zeitgenossen. Pythagoras mag sogar als Protofeminist gelten. Theano, wohl die erste bekannte Mathematikerin der Welt, übernahm nach Pythagoras' Tod um 490 v. Chr. die Leitung der Kolonie. Zu einer Zeit, als Frauen für die meisten Griechen kaum mehr als Gefäße zur Kinderproduktion waren, hielten die Pythagoreer laut Jamblichos Frauen und Männer für intellektuell und spirituell ebenbürtig. Er berichtet zudem, dass das pythagoreische Prinzip, alles unter Freunden

und Freundinnen gemeinschaftlich zu teilen, den Philosophen Platon, den Autor von *Der Staat*, beeinflusst habe. In seine Schilderung der idealen Stadt Kallipolis – ein Kroton in größerem Maßstab – bezog Platon nicht nur die Idee des Gemeineigentums ein, sondern auch die Vorstellung, dass Männer und Frauen gleichermaßen geeignet seien, Hüter seines Staates zu sein.

Seit über 2500 Jahren haben diese beiden Schlüsselideen (Gemeineigentum und die Gleichbehandlung von Frauen) zusammen mit anderen, mit denen ich mich in diesem Buch beschäftige, Visionen inspiriert, wie unser Privatleben neu gestaltet werden könnte. Seit der Antike haben diverse spirituelle wie auch säkulare Gemeinschaften über Generationen hinweg mit Möglichkeiten experimentiert, diese Ideale umzusetzen. Wie kann es sein, dass unser häusliches Leben – das, was wir in unserem Heim, mit unseren Familien und in unseren Interaktionen mit unserem Freundeskreis, unserer Nachbarschaft und unseren weiteren Gemeinschaften tun – im Jahr 2023 nach wie vor weitgehend von ausgesprochen ungleichen, sexistischen Traditionen geprägt ist?

Als ich einige Monate nach Ausbruch der Coronapandemie mit der Arbeit an diesem Buch begann, offenbarten die abrupten Schulschließungen, wie stark wir auf unbezahlte Hausarbeit angewiesen sind, um unsere Staaten funktionstüchtig zu halten. Eltern – vor allem Mütter – waren überfordert und erschöpft. Frauen auf der ganzen Welt wachten auf und erkannten, dass Jahrzehnte des Feminismus kaum dazu beigetragen hatten, etwas an der gesellschaftlichen Erwartung zu ändern, dass Mütter, Schwestern, Ehefrauen und Töchter sich um kleine Kinder, alte Eltern und kranke Verwandte zu kümmern und die emotionale Arbeit zu leisten haben, die Familien in Krisenzeiten zusammenhält: Zoom-Geburtstagspartys planen, virtuelle Beerdigungen organisieren oder den Lieben fern und nah ein offenes Ohr leihen, um ihre psychische Gesundheit zu sichern. Ich habe mich

gefragt: Wie viele Frauen, die, in den Worten von Jamblichos, »weise waren und das Herz auf dem rechten Fleck hatten«, unter der Flut der Fürsorgepflichten, die ihnen plötzlich abverlangt wurden, wohl zusammengebrochen sein mochten.

In den ersten sechs Monaten der Pandemie wiesen sämtliche Statistiken auf eine Apokalypse weiblicher Erwerbstätigkeit hin. Bis September 2020 hatten viermal so viele amerikanische Frauen wie Männer den Arbeitsmarkt verlassen, da Covid-19 eine Fortführung des Distanzunterrichts im neuen Schuljahr erzwang. Nicht alle gaben ihren Arbeitsplatz freiwillig auf. C. Nicole Mason vom Institute for Women's Policy Research prägte in Anlehnung an den englischen Begriff »recession« (Rezession) den Ausdruck der »shecession« für die Welle der Arbeitslosigkeit, die Mütter am härtesten traf.² Im *Guardian* erschien am 24. Juli 2020 ein Artikel unter der Überschrift: »Berufstätige Mütter sind im Vereinigten Königreich die ›Opferlämmer‹ der Corona-Kinderbetreuungs Krise.«³ Im selben Monat berichtete das British Office for National Statistics, dass Frauen zwei Drittel der zusätzlichen Kinderbetreuungsarbeit im Haushalt erledigten, die überwiegend aus »nicht entwicklungsfördernden Aufgaben« bestand, dass also Väter mit ihren Kindern spielten, während die Mütter kochten, putzten, Windeln wechselten und spülten.⁴ In Haushalten mit Kindern unter fünf Jahren erledigten Frauen durchschnittlich achtzig Prozent mehr an Betreuungsarbeit als Männer. Die deutsche Soziologin Jutta Allmendinger sprach gar von einer »Retraditionalisierung«. Als staatliche Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen oder Pflegeeinrichtungen während der Pandemie schließen oder ihr Angebot einschränken mussten, waren viele Menschen auf ihre Familie zurückgeworfen, und das ging besonders zulasten der Frauen: So reduzierten beispielsweise viele Mütter ihre Arbeitszeit, um sich um ihre Kinder zu kümmern. »Die Pandemie geht hoffentlich bald zu Ende«, schrieb

Allmendinger im März 2022. »Aber ihre Folgen werden uns noch lange beschäftigen, vor allem bei der Gleichstellung von Frauen und Männern.«⁵

Selbst in den besten Zeiten geben Frauen ihre eigenen Träume, Ambitionen und Interessen auf, um ohne Bezahlung Betreuungsarbeit zu leisten und die nächste Generation von Arbeitskräften, Steuerzahlenden und Konsumentinnen und Konsumenten hervorzubringen, die für das Funktionieren unserer Wirtschaft notwendig sind. Diese zu Hause geleistete Arbeit erlaubt es Staaten, öffentliche Ausgaben für Kinderbetreuung, Pflege Alter und Kranker und Bildung zu reduzieren und dadurch die Steuerlast zu senken, wovon häufig die Reichen profitieren. In Krisenzeiten bedeuten die gesellschaftlichen Erwartungen an die »inhärent« fürsorglichen Dispositionen der Frauen, dass ihre Selbstaufopferung den ultimativen Backup-Plan darstellt.

So müsste es nicht sein. Seit mehr als zwei Jahrtausenden träumen Menschen von Gesellschaften, die sich die Rolle der Familie anders vorstellen – zum Wohl nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer. Diesen utopischen Denkerinnen und Denkern schwebten Gemeinschaften vor, die durch Freundschaft, Liebe und den Wunsch nach gegenseitiger Unterstützung zusammengehalten würden und die die zahlreichen lebenswichtigen Arbeiten, die typischerweise hinter verschlossenen Türen erledigt werden, gemeinsam bewältigten: Sie sollten Hausarbeiten, Wohnungen, manchmal auch den Besitz und oft auch die Verantwortung für die Aufzucht der nächsten Generation teilen. Als die Pandemie für mehr Chaos und Aufruhr in der Arbeitswelt sorgte und dem Staat eine größere Rolle im öffentlichen Gesundheitsschutz zufiel, begann ich mich zu fragen, welche Art von Veränderungen unser Privatleben umgestalten würden und inwieweit diese neuen Lebensweisen Inspirationen aus früheren utopischen Experimenten beziehen könnten.

Mit diesem Buch wollte ich weniger einen erschöpfenden Überblick als vielmehr eine zugängliche Einführung in eine Vielfalt von Ideen aus einer großen Bandbreite von Denktraditionen bieten, die uns helfen könnten, uns einen Weg in eine andere Zukunft auszudenken. Gelegentlich erwähne ich zwar utopische Visionen aus Literatur, Film, Fernsehen und anderen Formen der Populärkultur. Ich konzentriere mich aber überwiegend auf politische, philosophische und theologische Schriften sowie auf existierende historische und gegenwärtige Gemeinschaften. Wohin man auch schaut, überall gibt es Menschen, die neue, andere Wege erkunden, ihr persönliches Leben zu organisieren, von der erfolgreichen Cohousing-Bewegung in Dänemark über die blühenden Ökosiedlungen Kolumbiens und Portugals bis hin zu der neuen Vision für das Bildungswesen, das einst im Rahmen des Programms der »Erziehung zur Eigenständigkeit« in Tansania vorgeschlagen wurde. Beispiele aus dem realen Leben einzu beziehen wirft ein Schlaglicht darauf, dass selbst die abwegigsten Ideen tatsächliche Auswirkungen auf die Gestaltung unserer privaten Beziehungen haben können. Radikale Gesellschaftsträume abzutun ist dumm, wenn so viele Menschen uns bereits demonstrieren, wie man diese Träume in praktische Realität umsetzt.

In diesem Buch verwende ich den Begriff »utopisch« in einem weit gefassten Sinn, den Arbeiten des Soziologen Karl Mannheim folgend. Dabei ist mir klar, dass viele Aktivistinnen und Aktivisten oder Mitglieder bestimmter religiöser Gemeinschaften sich dagegen wehren würden, dieses Wort auf ihre Weltsicht anzuwenden. Aber heutzutage benutzen allzu viele die Begriffe »utopisch« und »unrealistisch« als Synonyme, und diese Gleichsetzung möchte ich infrage stellen. »Utopisch« bezeichnet in meiner Lesart schlicht Denkweisen und Bewegungen, die die häusliche Sphäre auf eine Art umzugestalten versuchen, die erheblich von den vorherrschenden Traditionen ihrer Gesellschaf-

ten abweichen, um im Streben nach säkularen oder spirituellen Zielen in größerer Harmonie zusammenzuleben. Indem ich utopische Glaubensgemeinschaften einbeziehe, möchte ich zeigen, dass es auf dem gesamten politischen Spektrum gesellschaftliche Träume gibt, dass sie kulturübergreifend sind und über historische Epochen hinwegreichen.

Mir ist klar, dass in Fachkreisen manche über meine Bestrebungen, diese Ideen einem breiten Publikum zugänglich zu machen, die Stirn runzeln mögen, da dazu doch buchstäblich schon ein über Jahrhunderte gewachsenes Korpus an nuancierten Erkenntnissen und theoretischen Schriften existiert. Aber es gibt immer mehr, als sich in irgendeinem Buch erfassen lässt, und ich musste schwierige Entscheidungen treffen, an welchen Stellen ich in die Tiefe gehen und an welchen ich mich kürzer fassen sollte. Ich hoffe, die interessierte Leserschaft anzuregen, diese Ideen weiter zu erkunden, indem sie sich mit den zahlreichen in den Anmerkungen und der Bibliografie erwähnten Werken auseinandersetzt. Und da ich dieses Buch möglichst international ausrichten wollte, habe ich mich entschieden, nicht unverhältnismäßig viele Beispiele aus den Vereinigten Staaten anzuführen – also nicht allzu ausführlich etwa die »Hippiekommunen« der sechziger Jahre zu beschreiben, die an anderer Stelle bereits eingehend behandelt wurden. Stattdessen beleuchte ich verschiedene Experimente, die relativ wenig Aufmerksamkeit erfahren haben.

Da ich mich mit vielen historischen Texten und kulturübergreifenden Analysen befasse, musste ich zudem sorgfältig darüber nachdenken, dass Worte im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel erfahren. In diesem Buch verwende ich die Bezeichnungen »Frau«, »Mutter« und »weiblich« für Menschen, die viele im heutigen Sprachgebrauch als »Cisgender-Frauen« bezeichnen würden. Mich interessieren vor allem utopische Visionen, die

das Leben von Frauen zu verbessern versuchen, da die Last der Hausarbeit und der »Care-Arbeit«, wie es häufig genannt wird (also Kochen, Waschen, Kuschneln und Zärtlichkeiten, die notwendig sind, um Kinder zu zeugen und aufzuziehen, sowie die Hausarbeiten, die als Grundlage für die Gesundheit und das Wohlbefinden aller Familienmitglieder notwendig sind), häufig überproportional ihnen zufällt. Es liegt keineswegs in meiner Absicht, die Belange anderer Geschlechter aus der Erörterung einer utopischeren Zukunft auszuschließen. Ich hoffe, dass alle Leser:innen zwingende Gründe finden, über die rigiden Genderrollen hinauszudenken, die ein spezifischer Satz historisch gewachsener gesellschaftlicher und ökonomischer Sitten und Gebräuche aufrechterhalten und perpetuiert hat. Von den in diesem Buch behandelten Ideen können meiner Ansicht nach alle profitieren, auch Männer, die mit den gesellschaftlichen Erwartungen, sie müssten für den Unterhalt sorgen, zu kämpfen haben.

Oscar Wilde schrieb 1891: »Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick«. ⁶ Dieses Buch ist mein Versuch, einige der gesellschaftlichen Träume früherer utopischer Denker:innen aus diversen historischen und kulturellen Kontexten aufzugreifen. Mir ist durchaus klar, dass viele dieser Visionen Mängel haben und manche weit hergeholt erscheinen, und wenn ich hier diverse Ansätze vorstelle, bedeutet dies keineswegs, dass ich ihre Weltsicht pauschal teile oder ihnen in irgendeiner Weise rückblickend eine Absolution ihrer Fehler erteile. Aber als ein Panorama unterschiedlicher Ideen, gepaart mit Reflexionen über die Gemeinschaften, die diese Visionen, angepasst an die heutige Welt, übernehmen, können sie uns dabei helfen, unser Leben zu organisieren und eine Reihe gegenwärtiger Probleme zu bewältigen, mit denen wir im 21. Jahrhundert konfrontiert sind.

Indem wir uns eingehend mit der Geschichte gesellschaftli-

cher Träume auseinandersetzen, können wir die schlechten Aspekte zurückweisen, die guten bewahren und Alternativen erkunden, wie wir leben, lieben, Dinge besitzen, unsere Familien aussuchen und Kinder großziehen. Durch Veränderungen unseres Privatlebens können wir dazu beitragen, Einsamkeit und Isolation zu verringern, unseren CO₂-Fußabdruck zu reduzieren, um die Erde zu retten, gegen Ungleichheit und soziale Ungerechtigkeit vorzugehen, die epidemischen Ausmaße von Stress, Depressionen und Ängsten in unseren Gesellschaften zu behandeln und die Träume und Bestrebungen der nächsten Generation zu hegen und zu pflegen. Wir müssen in großem Maßstab denken und umfassendere Visionen für den Aufbau stärkerer Gemeinschaften entwickeln. Wie die Mathematiker:innen von Kroton bereits vor 2500 Jahren wussten, ist utopisches Denken ein wesentlicher Bestandteil des Fortschritts – ob es darum geht, die Geheimnisse des Universums zu entschlüsseln, oder darum, dafür zu sorgen, dass die Last der Care-Arbeit nicht immer unverhältnismäßig stark nur einer Gruppe aufgebürdet wird. Es ist Zeit, unserer Fantasie freien Lauf zu lassen.

1

DENKEN, WAS NIE EIN MENSCH ZUVOR GEDACHT HAT

Ins Blaue, zur Freiheit

In einer meiner frühesten Erinnerungen schwinge ich im Sommer 1977 auf der Schaukel vor der riesigen Leinwand des Autokinos an der Bella Pacific Row in San Diego vor und zurück. Mein Vater hatte von einem neuen Film mit dem Schauspieler Alec Guinness gehört und unsere ganze Familie in den dunkelroten Chevy Impala gepackt, um uns auszuführen. Die Musik und die Schrift zu Beginn des Films, gefolgt von der gewaltsamen Einnahme des Rebellen-Raumschiffs, ließen mich mit offenem Mund erstarren. Und als Leia aus dem Schatten trat, einen Angehörigen der Sturmtruppen tötete und Darth Vader mit erhobenem Haupt erklärte, sie sei »ein Mitglied des Imperialen Senats auf diplomatischer Mission nach Alderaan«, verspürte ich ein plötzliches Aufwallen vorpubertärer Heldenverehrung. Während der restlichen Filmvorführung lag ich auf der Motorhaube des Wagens und starrte in eine ferne Galaxie, wo getretete Prinzessinnen keine hilflosen Jungfrauen in Nöten, sondern selbstbewusste Politikerinnen mit eigenen aufständischen Armeen waren.

Meine Obsession von Prinzessin Leia entwickelte sich kurz nach meiner Faszination für Lynda Carters Darstellung von Wonder Woman in der gleichnamigen Fernsehserie. Der Pilotfilm war im November 1975 ausgestrahlt worden, als ich fünfeinhalb Jahre alt war, und zu meinem sechsten Geburtstag im fol-

genden Jahr liefen zwei weitere Episoden. Wie meine Mutter mir erzählte, besaß ich zeitweise eine metallene Wonder-Woman-Butterbrotdose (mit passender Thermosflasche) und trug in der Grundschule Wonder-Woman-Unterwäsche – als Amazonenkriegerin der Addition und Subtraktion.

So verbrachte ich meine frühe Kindheit damit, mir auszumalen, wie ich entweder in einem mit einem Adler geschmückten Bustier und hautenger Satinhose oder in fließenden weißen Gewändern und Haarknoten über beiden Ohren herumlief. Die antike Stadt Themiskyra an der Südküste des Schwarzen Meeres war angeblich die Hauptstadt der Kriegerinnen, die in der griechischen Mythologie als Amazonen bezeichnet wurden. In der Welt der DC-Comics stellte sich der Schöpfer von Wonder Woman, William Moulton Marston, »Themiskyra« als Inselstaat unabhängiger Frauen vor, als eine Art feministisches Utopia, in dem die Amazonen in Frieden ihr unsterbliches Leben genossen. Königin Hippolyte ist die Mutter von Prinzessin Diana (Wonder Woman), die ihre Paradiesinsel verlässt, um den Kampf gegen die Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg zu unterstützen.¹ In der von George Lucas entworfenen Galaxie lebt Leia Organa in einer alternativen Realität, in der Prinzessinnen stark und bestimmend sein können, ohne Zicken zu sein. Von ihren politischen Überzeugungen motiviert und nicht von romantischer Liebe oder einem Wunsch getrieben, ihre Familie zu beschützen, glaubte Leia an ihre gerechte Sache und war bereit, dafür zu sterben. In der Machthierarchie der Rebellenallianz schien es völlig normal zu sein, dass eine Frau mittleren Alters (Mon Mothma) den gewaltbereiten Widerstand gegen die kriegslüsternen Welt-Imperiums-Nazis anführte.

So jung ich damals auch war, begriff ich doch, dass Wonder Woman und Prinzessin Leia Heldinnen ihrer eigenen Geschichte sein durften, eben weil sie nicht in meiner Welt lebten. Ich wuchs

in den siebziger Jahren im vom Militär dominierten Milieu San Diegos auf, das nach wie vor von traditionellen Genderrollen geprägt war. Eliteuniversitäten wie Harvard und Yale hatten gerade erst begonnen, Studentinnen aufzunehmen, und Title IX, das Bundesgesetz, das festlegt, dass »niemand in den Vereinigten Staaten aufgrund seines Geschlechts von der Teilnahme an und den Vorteilen von Bildungsprogrammen oder -aktivitäten, die Finanzhilfen des Bundes erhalten, ausgeschlossen oder diskriminiert werden darf«, wurde erst 1972 verabschiedet. Obwohl im selben Jahr das Equal Rights Amendment – der Zusatz zur US-Verfassung, der allen Bürgern ungeachtet ihres Geschlechts Gleichheit zusichert – vom Kongress gebilligt wurde, erlangte er nicht die Ratifizierung durch die Bundesstaaten. Für couragierte Mädchen in meinem Alter gab es im wahren Leben nur wenige Rollenvorbilder. Und so fanden die Abenteuer meiner Tagträume in fiktiven Welten statt. Ausgerüstet mit meiner eigenen imaginären Waffe oder mit Kugeln abwehrenden Armreifen, fantasierte ich mich in eine ungewisse Zukunft.

Wenn ich mit Mobberinnen, Unsicherheiten, heftigen Familienkonflikten oder einfach der grundlegenden Langeweile der Grundschule konfrontiert war, fand ich wie so viele Kinder Trost in meiner Fantasie. Und etwa als Halbwüchsige beobachtete ich verwundert, dass die meisten Gleichaltrigen ihre Fantasiewelt aufgaben und sich auf Noten, Sport, Jobs, College-Bewerbungen und Dating-Dramen konzentrierten. Ich wurde zur Außenseiterin unter meinen Freunden und Freundinnen, für die der nahende Highschool-Abschluss das Ende der Tagträume bedeutete. Aber als ausgewiesener Model-United-Nations-Nerd (ich war Generalsekretärin meines Clubs) gehörten Gedanken-spiele zu den offiziellen außerschulischen Aktivitäten. Statt die hegemoniale Realpolitik und die Gier vergötternden Einstellungen der achtziger Jahre zu übernehmen, malte ich mir weiterhin

die Möglichkeiten anderer Welten aus. Ich entdeckte, dass etwas über andere politische und wirtschaftliche Systeme zu erfahren, meinen Geist für die Möglichkeit öffnete, dass das System, in dem ich lebte, nicht das einzige verfügbare war. Sobald ich anfang, nicht über die Welt nachzudenken, wie sie war, sondern darüber, wie sie sein könnte, vermochte ich die Probleme meiner eigenen Zeit und meiner Umgebung klarer zu erkennen – und im Geist mögliche Lösungen durchzuspielen.

Die Vorzüge des Aufruhrs

Ich denke, es war durchaus kein Zufall, dass ich meine ersten Lektionen in utopischem Denken zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt erlebte: mitten im Kalten Krieg nach den Unruhen der sechziger Jahre. Historisch bringen Momente politischer Unsicherheit häufig utopische Träume hervor, und das ist wohl auch ein Grund, warum sie gegenwärtig eine solche Renaissance erleben. Seit Jahrtausenden sind neue Organisationsformen gesellschaftlicher Beziehungen entstanden, wenn Persönlichkeiten der Philosophie, Theologie, Reformbewegungen und Literatur sowie andere Visionärinnen und Visionäre sie sich *anderswo* ausmalen, in einer idealisierten Welt, die als Spiegel die Schwächen und Mängel des akzeptierten Zustands reflektierte. Die wohl einflussreichste frühe Darstellung einer idealen Gesellschaft ist Platons *Der Staat*, geschrieben etwa 2350 Jahre bevor Prinzessin Leia mich begeisterte. Das Werk entstand nach dem Peloponnesischen Krieg, einem Konflikt, den der Historiker Thukydides als »das größte aller bisherigen Ereignisse« bezeichnete.² Dieser Flächenbrand hatte die gesamte griechische Welt erfasst und beschleunigte den Niedergang ihres relativ friedlichen und prosperierenden goldenen Zeitalters nach den Perserkriegen. Zu den

zahlreichen Opfern gehörte auch die Demokratie Athens. Platons Kindheit fiel in die Gewaltherrschaft der oligarchischen »Dreißig Tyrannen«, die nach Athens verheerender Niederlage die Macht ergriffen. Er erlebte die wirtschaftliche Katastrophe und die Pest, die seine ehemals reiche Heimat verwüstete. Nach diesen weltverändernden Ereignissen veröffentlichte er seine berühmte Skizze einer vollkommenen Gesellschaft.

Jahrhunderte nach Platon prägte der englische Humanist und Staatsmann Sir Thomas Morus das Wort »Utopia« für seine Abhandlung von 1516: *Libellus verus aureus, nec minus salutaris quam festivus, de optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia* (dt. *Ein wahrhaft goldenes Büchlein, nicht minder heilsam als unterhaltsam, von der besten Verfassung des Staates und von der Insel Utopia*). Das Wort »Utopia« leitet sich aus dem Griechischen her und bedeutet »Nicht-Ort« oder Nirgendwo, ist zugleich aber auch ein Homonym für »Eutopia«, den »guten Ort«. Diese Zweideutigkeit war durchaus beabsichtigt. Morus veröffentlichte sein Werk auf Latein, und es wurde erst ins Englische übersetzt, nachdem Heinrich VIII. ihn hatte enthaupten lassen, denn vermutlich war Morus klar, dass Heinrich den Inhalt des Buches als subversiv aufgefasst und ihn bereits früher hingerichtet hätte.

Thomas Morus schrieb *Utopia* in den Jahrzehnten, in denen Christoph Kolumbus und Amerigo Vespucci ihre Entdeckungsreisen unternahmen. Ihre »Entdeckungen« erfüllten seine Zeitgenossen mit Träumen von neuen Welten und lösten tiefgreifende Debatten über die angebliche Universalität von Institutionen aus, die einst als selbstverständlich galten. Die alte Welt Europas mit ihren rigiden gesellschaftlichen Sitten sich befehlender Grundbesitzer, die über schwer schuftende Leibeigene herrschten, und mit der häufig korrupten Herrschaft der römisch-katholischen Kirche sah sich plötzlich mit der Realität ihrer ei-